

Standpunkte 2/ 2005
Informationsdienst des Münchner Forums e.V.



Schellingstraße 65, 80799 München
☎ 089 282076, info@muenchner-forum.de

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
26. April 2005

Sehr geehrte Damen und Herren,

kaum ist ein hartnäckiger Winter zuende, beginnt es in München wieder zu grünen – eine gute Gelegenheit, nicht nur die BUGA zu besuchen, sondern sich auch mit einer grünen Lunge mitten in der Stadt zu befassen, dem **Olympiapark**. Der Anlass dazu ist die bevorstehende Eröffnung der Allianz Arena Fröttmaning, wo der Fußball künftig zuhause sein wird. Das Olympiastadion wird aus gewohnten Funktionen entlassen und der Park sucht eine neue, auch wirtschaftlich abgesicherte Zukunft.

In dieser Situation ist es gut, sich an die **ursprünglichen Ideen** zu erinnern, die die Planer dieses Parks seinerzeit umgesetzt haben. Lesen Sie in dieser Ausgabe unserer „Standpunkte“ bitte, wie Günther Behnisch, Willi Daume und Günther Grzimek den Olympiapark seinerzeit definierten und wie er sich seither entwickelt hat.

Wir berichten Ihnen gleichzeitig über einige Gedanken zur Weiterentwicklung des Parks. Lässt sich die seinerzeitige *Spielstraße* als **olympischer Kulturboulevard** wieder beleben? Dies ist nur eine Idee. Es gibt auch andere. Sie liegen nur noch nicht offen auf dem Tisch. Wir laden alle Beteiligten zu einem offenen Gedanken- und Ideenaustausch über die Zukunft des Olympiaparks ein. Es geht um ein Langfristkonzept. Wir halten Sie informiert.

Die Notwendigkeit zu einem Langfristkonzept ganz anderer Art ergibt sich aus einem Bericht, den Dr. Alfred Göschel vom Deutschen Institut für Urbanistik Anfang März gab. In einer Gemeinschaftsveranstaltung der Volkshochschule und des Münchner Forums berichtete er über **shrumpfende Städte**. Noch ist München zwar nicht direkt betroffen. Ostdeutsche Städte haben mit diesem Problem schon heute zu kämpfen, und München wird sich langfristig nicht mehr nur Thema einzelner Städte sein. Sie muss zur nationalen Aufgabe werden. Einzelheiten lesen Sie in dieser Ausgabe.

Hatten Sie schon Gelegenheit, in der Pinakothek der Moderne die Ausstellung über die **Architektur der Wunderkinder** und im Stadtmuseum „**München – wie geplant**“ zu sehen? Wenn nicht, möchten wir Sie daran kurz erinnern.

Diese zweite elektronische Ausgabe unserer „Standpunkte“ kommt ohne Abbildungen. Ihre download-Zeiten ist folglich sehr kurz. Sagen Sie uns bitte bei Gelegenheit, welche Version Sie vorziehen: schwarzweiß und schnell wie hier oder illustriert, aber langsamer.

Mit freundlichen Grüßen
Wolfgang Czisch
Vorsitzender des Programmausschusses

INHALT:

Die Städte schrumpfen
dramatisch – langfristig
knickt auch München ein

Architektur der Wunderkinder nach 1945 – kritisch
besichtigt

Der Olympiapark – Was
wollten seine Initiatoren
1972 erreichen?

Wie geht es weiter mit dem
Olympiapark? Nötig ist ein
Langfristkonzept

IN ALLER KÜRZE:

Einigen Wirbel hat unsere Stellungnahme zu den Trambahnplänen an der Münchner Freiheit ausgelöst. Das sei Wasser auf die Mühlen der Tram-Gegner, deren es in diesem Stadtteil eh schon genug gebe, hieß es zum Beispiel. Deshalb kurz zur Erinnerung:

Das Münchner Forum hat sich dezidiert und nachdrücklich *für* die Tram in den Münchner Norden ausgesprochen, auch in seiner Stellungnahme zur Trambahnschleife an der Münchner Freiheit. Kritisiert hat es die dortige Lösung. Sie ist verkehrstechnisch in Ordnung – aber hier ist keine rein verkehrstechnische Lösung zu wählen. Das ist der Punkt. Bislang hat die Stadt auf die Überlegungen des Münchner Forums noch nicht reagiert. Eine Aktualisierung lesen Sie auf Seite 5.

Deutsches Institut für Urbanistik warnt:

Städte schrumpfen dramatisch – langfristig knickt auch München ein

Die Zeit, in der Europas Städte wuchsen, ist unwiderruflich vorbei. Was in Ostdeutschland schon Alltag ist, nämlich eine stark zurück gehende Bevölkerungszahl, wird auch München einholen. Wie die Politik mit den dramatischen Folgen für die Lebensqualität umgehen soll, dafür hat sie noch nicht einmal Modelle, geschweige denn Antworten. Aber Szenarien gibt es durchaus. Das Münchner Forum zeigte auf, welche das sind.

Städte, die massiv an Einwohnern verlieren, verlieren auch massiv an Lebensqualität für die Bewohner. Und sie verlieren tatsächlich immer mehr Menschen. Dr. Alfred Göschel vom Deutschen Institut für Urbanistik nannte in der Vortragsreihe ZukunftStadt des Münchner Forums und der Volkshochschule dramatische Zahlen: Bis zu 30 Prozent ihrer Einwohner haben ostdeutsche Städte seit der Wende bereits einbüßen müssen. Im Durchschnitt aller Städte Mecklenburg-Vorpommerns sind es schon 20 Prozent. Selbst Leipzig, eine relativ gesunde Stadt, hat seit der Wende schon 100.000 ihrer vormals 600.000 Menschen verloren. Dank Eingemeindungen und vielen neuen Studenten hat sich die Lage dort zwar vorübergehend stabilisiert. Außer Leipzig haben sich auch Dresden und Jena vom Trend zeitweilig abkoppeln können. Aber ein weiterer Rückgang Leipzigs auf vielleicht 350.000 Menschen wird prognostiziert. Und was im deutschen Osten und mittlerweile auch in einigen westdeutschen Regionen (Bremen, Gelsenkirchen, Goslar, Salzgitter) geschieht, wird mit Zeitverzögerung auch den Süden und damit München erreichen: Den Städten gehen die Einwohner aus, und mit ihnen zerbricht eine Basis für eine zukünftige wirtschaftliche Prosperität.

Drei Gründe: Suburbanisierung, interregionale Wanderung und die Demografie

Dafür gibt es drei Gründe: die Suburbanisierung, die interregionale Wanderung und die Demografie. Am relativ einfachsten ist noch die sogenannte Suburbanisierung zu steuern. Zwar sind die Einfamilienhaussiedlungen in den Gemeinden rund um die alten Städte nicht mehr rückgängig zu machen. Gut verdienende Bürger zahlen ihre Steuern in Umlandgemeinden; in den Zentren bleiben wirtschaftliche schwächere Bevölkerungsgruppen zurück: Azubis, Alte und Ausländer. Kultur- und Vorsorgeeinrichtungen wie z.B. Kliniken nehmen aber alle in Anspruch. Gegen diese finanzielle Unwucht von Großstadt und Speckgürtel helfen Eingemeindungen und Steueränderungen: Wenn der Einfamilienhausbau nicht mehr wie bisher gefördert wird, würde zumindest dem weiteren Ausbau von Speckgürteln Einhalt geboten.

Schwerer ist schon die interregionale Wanderung in den Griff zu bekommen. Landwirtschaftlich geprägte ebenso wie altindustrielle Regionen verlieren zunehmend Arbeitskräfte an Gegenden, die mit ihrem breiter gefächerten Dienstleistungs- und Freizeitangebot als attraktiver erscheinen. Das muss nicht einmal nur in harten Fakten belegbar sein. Selbst wo Kommunen ihre alten Zentren massiv modernisieren und ein absolut konkurrenzfähiges Kulturangebot sowie zeitgemäße Versorgungseinrichtungen bieten, können sie das Vorstellungsbild „da läuft nichts“ nicht überwinden. Diese hemmende Symbolik altindustrieller Bereiche macht sich quasi selbstständig: Wer dort Attraktivität bietet, muss es wohl nötig haben und verspielt damit sofort wieder seine Glaubwürdigkeit. „Alle Infrastrukturpolitik“, so Göbel, „hat nichts gefruchtet. Die Grundursachen entziehen sich einer gestaltenden Politik.“ Der Ruf einer Region sei eben durch Politik nur sehr schwer zu steuern. Images erzeugten eine Wirklichkeit eigener Art. Das Image von München ist perfekt, das von Brandenburg und Bremen geschädigt, das von Greifswald und Goslar von gestern, das von Guben und Hoyerswerda irreparabel kaputt. Wer mobil ist, tendiert nach Stuttgart und München.

Auch der Süden ist jedoch machtlos gegen zu wenig Kinder. Weil in Deutschland pro Frau weniger als 1,4 Kinder geboren werden (etwas über zwei wären nötig, um die Bevölkerung auf bisheriger Höhe zu halten), wird Deutschland von heute mehr als 80 Millionen Menschen bis zur Jahrhundertwende 2100 auf rund 25 Millionen einbrechen. Selbst wenn die Geburtenrate

wieder etwas steigt, ist mit nicht mehr als 30 Millionen zu rechnen. Denn der Bevölkerungsknick ist seit den 70er-Jahren vorprogrammiert. Schon jetzt leben zu wenig Mädchen, die einmal Mutter sein könnten. Wollte man dieses Einknicken verhindern, müssten jedes Jahr eine Million Fremder in Deutschland einwandern. Die Deutschen würden innerhalb von zwei Generationen zu einer Minderheit im eigenen Land. Und da sich vergleichbare Entwicklungen in allen europäischen Ländern vollziehen, im katholischen Süden ebenso wie im ehemals sozialistischen Osten, könnten solche Einwandererströme auch nur aus sehr fernen Weltgegenden kommen – mit allen denkbaren Folgen, was ethnische Spannungen angeht.

Kinderlose werden ihre „Freiheit vom Kind“ steuerlich teuer bezahlen müssen

Was kann man tun? Auf den ersten Blick wenig. Denn die grundlegende Wahlfreiheit von Frauen, Kinder zu bekommen oder auch nicht, gilt in allen westlichen Ländern als emanzipatorischer Gewinn. Diese Emanzipation sei nicht rückholbar und setze sich auch in Ländern, die wie in Osteuropa erst jüngst freiere Lebensformen entwickelt haben, ungebremst durch, erläuterte Göbel. Über Alternativen, wie sie in der deutschen NS-Diktatur üblich waren und wie sie in denkbaren künftigen undemokratischen Szenarien bis hin zur Züchtung von Menschen in Reagenzgläsern vorstellbar sind, weigerte Göbel sich auch nur laut nachzudenken. „Demokratische Prozesse sind die einzige Option, die wir haben“, sagte er.

Zwei gegensteuernde Chancen sieht er jedoch. Sie können das Problem zwar nicht lösen, aber doch mildern. Der Emanzipation der Frauen müsse nun die der Männer folgen, sagte Göbel. Männer seien immer noch einseitig auf ihre Berufsrollen fixiert. In Haushalten mit wieder mehr Kindern müssten Männer auch Hausmann sein können und wollen. Die Arbeitsgesellschaft müsse dafür Regeln entwickeln. Ansätze seien zu sehen. Die ganze Dramatik der Entwicklung werde in der Politik aber noch immer verdrängt. Vor zwei Jahrzehnten habe man sie nicht einmal ungestraft aussprechen dürfen. Dieses Tabu sei zwar überwunden. Aber gehandelt werde noch nicht.

Die zweite Konsequenz sieht Göbel in einer starken steuerlichen Spreizung der Abgabenlast bei Menschen mit oder ohne Nachwuchs. Wer sich die Freiheit nehme, keine Kinder zu haben, solle diese auch weiter behalten – aber zu weit höheren Kosten. Der Staat müsse die Steuerlast neu verteilen. Kinderlose müssten die Kosten für den Nachwuchs von Familien mit Kindern über ihre Steuern künftig kräftig mitfinanzieren, sagte Göbel. Nur dann ließen sich die finanziellen Risiken größerer Familien wieder ausbalancieren.

Kollektiver Suizid wird auch München erreichen – aber wohl erst in 10-20 Jahren

Die Verweigerung der westlichen Industriegesellschaften, genügend Kinder zu haben, nannte Göbel einen kollektiven Suizid, einen Selbstmord der gesamten Gesellschaft. München sei nur einstweilen noch nicht betroffen, weil der schon heute klar absehbare dramatische Rückgang der Bevölkerung die Stadt erst in 10-20 Jahren einholen werde. Dann könne auch keine Binnenwanderung diesen Effekt mehr ausgleichen. Die Konsequenzen sind mehr als dramatisch: Nur drei Beispiele von vielen:

- Kaufen zu wenig Menschen Tickets für Busse und Bahnen, wird deren Netz mangels Einnahmen ausgedünnt werden müssen, was seine Attraktivität weiter verringert und die Straßen trotz weniger Bewohnern wieder stärker mit Autos verstopft.
- Verbrauchen weniger Menschen Wasser, fließt es zu langsam durch die Rohrleitungen, verkeimt unterwegs und kommt als ungenießbare Brühe aus den Hähnen. Also wird man entweder dünnere Rohre neu legen müssen – das ist kaum zu bezahlen – oder Wasser nutzlos und teuer abfließen lassen, damit es unterwegs nicht verkeimt.
- Stehen zunehmend Wohnungen leer, wird das Umziehen wesentlich einfacher – mit der Folge, dass sich die Bevölkerung entmischt, dass sich wohlhabende und ärmere Viertel stark trennen und Ghettos entstehen, deren Einwohner den Eindruck bekommen, ganze Bevölkerungsteile würden da „weggeworfen“. Spannungen wären die unausbleibliche Folge.

Drei Konsequenzen für die Städte: Perforation, Transformation, Auflösung

Drei Szenarien zeigen, was geschehen dürfte, wenn sich die Lage in der vorhersehbaren Weise verschärft. Unvermeidlich – im deutschen Osten ansatzweise schon jetzt zu beobachten – ist eine Perforation der gewachsenen Städte. Ganze Straßenzüge, ja ganze Stadtquartiere müssen abgerissen werden. Die Stadt bekommt Brachen wie Löcher im Käse. Zwischen urbanen Bereichen dürften so grüne Bereiche entstehen, genutzte oder ungenutzte. Vielleicht wird es Möglichkeiten geben, auf ihnen Einfamilienhaussiedlungen wieder mitten in die Zentren zu bauen, damit dort überhaupt noch jemand wohnt. Erste Versuche zu derartigen Perforationen gibt es in ostdeutschen Städten bereits. Noch ist die Akzeptanz ziemlich gering. Aber noch ist der Problemdruck ja auch vergleichsweise klein.

Die Transformation von Städten wird ihren Charakter komplett verändern. Was früher einmal ein Dorf, dann eine Kleinstadt war und im Industriezeitalter zur großen Stadt wurde, wird wieder zum Dorf: Alle Plattenbauten eingerissen, die höheren Schulen geschlossen, das Krankenhaus nunmehr weit weg, von einem Theater erst gar nicht zu reden. Das funktioniert allerdings, wie Göbel sagte, wohl nur, wenn eine solche Kommune einen funktionierenden Kristallisationskern besitzt, um den herum sich auch eine ins Kleine transformierte Gemeinde wieder finden kann. Städten aus der Retorte, die nach völliger Kriegszerstörung rein funktionsell wieder aufgebaut wurden (Guben ist so ein Beispiel), fehlt dieses Identifikation stiftende Zentrum. Ihre Schicksal ist auf längere Sicht wohl besiegelt.

Stadtauflösungen hat es immer gegeben. Archäologen graben in aller Welt versunkene Städte aus. Sie dürften in kommenden Jahrhunderten auch in Mitteleuropa fündig werden. Denn irgendwann, sagte Göbel, werde es einfach zu teuer, die Infrastruktur einer Stadt funktionsfähig zu halten. Auch hierzulande werden Städte aufgeben müssen, sagte Göbel voraus. Die Freiheit des Einzelnen, seinen Wohnsitz zu wählen und seinen immobilien Besitz zu bewirtschaften, werde das einschränken müssen. Noch ist das verfassungswidrig. Noch gebietet das Grundgesetz vergleichbare Chancen für alle. Noch könne sich die Politik solche Konsequenzen nicht vorstellen. In der Bevölkerungsstruktur sind sie nach Göbels Worten jedoch unabweisbar einprogrammiert. Wer sie negiert, schließt nur die Augen, aber ändert nichts.

Eröffnen schrumpfende Städte aber nicht auch neue Chancen? Sind Perforationen, grüne Lungen in der Stadt, nicht eigentlich ein Segen für die Bewohner? Ist nicht vorstellbar, dass endlich radikale Öko-Städte entstehen? Ja, sagte Göbel, das sei vorstellbar, aber nur unter zwei Voraussetzungen: dass nämlich erstens sehr geringe Einkommen ausreichen, dieses Leben zu führen, und dass zweitens ausreichend viele Transfereinkommen (zum Beispiel Renten) bestünden, die nicht an Ort und Stelle erarbeitet werden müssten. Gerade altindustrielle Regionen, in denen solche Modelle am schnellsten greifen müssten, wiesen aber auch die Attraktivität nicht auf, die dazu Voraussetzung sei. „Es gibt zu viele mentale Barrieren“, sagte Göbel. „Positive Chancen sind zur Zeit politisch verstellt.“ Obwohl das Problem kein Tabu mehr sei, sei seine normative Bewertung nicht weiter als vor rund zwanzig Jahren.

Chicago, Detroit, Liverpool, Glasgow, Ostdeutschland – wann ist München dran?

Im Norden der USA und in den alten Industriezentren Englands sind Industrie- und Stadtbrachen eine bekannte Entwicklung. Dort waltete der Markt. „Wir sind da nicht so locker“, sagte Göbel, „wir lassen nicht gern ganze Stadteile verfallen.“ Schließlich sei der Sozialstaat in Deutschland entstanden. Das lasse sich nicht einfach so kippen. Der Sozialstaat sei hierzulande stärker als in den angelsächsischen Ländern der Kitt der Gesellschaft. Trotzdem: Regionale Ungleichheiten werde man auch in Deutschland hinnehmen müssen. Das Grundgesetz werde wohl nicht so bleiben können wie heute. An Städten und Regionen erster und zweiter Klasse führe kein Weg vorbei.

München ist Göbels Worten zufolge in Deutschland die Region Nummer 1. Die Mischung von innovativen Industrien wie Siemens und BMW mit großen Dienstleistungskonzernen wie der

Allianz und einem vielfältigen Mittelstand gerade in jungen Branchen garantiere angesichts der beneidenswert guten Ausstattung mit Forschungs- und Bildungseinrichtungen, dass das auch so bleibt. München ziehe schon seit langem Vorteile aus der Migration von Osten nach Westen und von Norden nach Süden. Migration erfolge nun einmal nicht in die belasteten, schon jetzt schrumpfenden Regionen, sondern in die vergleichsweise gesunden.

Es sei aber nicht ausgemacht, dass Global Players Arbeitsplätze im großen Stil dauerhaft in Deutschland sichern könnten. Als Exportweltmeister konzentriere Deutschland an seinen Standorten noch in hohem Maß Leistungen, die international nachgefragt würden. Gerade die Regionen München, aber auch Stuttgart, seien Beispiele dafür. Dass auch diese Zukunft nur mit enormen Anstrengungen zu sichern sei, zeige die jüngste Weichenstellung des Bundesministerium für Bildung und Forschung. Es hat nach Göbels Auskunft gerade erst alle Kraft auf die Förderung exportfähiger Hardware gebündelt und „weiche“ Forschungsfelder weitgehend leer ausgehen lassen. Die Attraktivität süddeutscher Zentren sei also nicht ein für allemal garantiert. Die Binnenwanderung werde sich verlangsamen. Internationale Migration werde zunehmen müssen – eine herkulische Integrationsaufgabe auch für prosperierende Zentren.

Abzuwarten erleichtert nichts. Die Politik muss handeln – je eher desto besser

Die Lawine rollt – das zeigt Göbels Szenario deutlich. In der Familienpolitik ist eine grundlegende Umsteuerung fällig. Sie muss Mütter mit Kindern massiv fördern und Vätern, die eine Hausmannstätigkeit und ihren Beruf vereinbaren wollen, dazu mehr Chancen einräumen. Und auch eine Neudefinition der Migrationspolitik darf nicht aufgeschoben werden. Deutschland braucht Menschen von überall her, vor allem solche, die sich in die gewachsene Kultur einfügen können. Wir müssen aber gleichzeitig zulassen, dass sich eine multikulturelle Gesellschaft entwickelt, deren Ethnien möglichst friedlich miteinander auskommen sollen. Auch ein Interessenausgleich der Städte und ihrer Speckgürtel ist überfällig. Stadtpolitik, heißt das, ist längst nicht mehr nur die Politik einer Stadt. Sie muss – wie etwa England seit mehr als zwei Jahrzehnten erfolgreich beweist – eine nationale Aufgabe werden.

Text: Gernot Brauer

Stadtgestalterische Fragen werden bisher kaum berücksichtigt

Abgespeckt: Die Umgestaltung der Münchner Freiheit

Ein klares Ja zur sogenannten Kasernen-Trambahn von der Münchner Freiheit nach Norden gab es vom Münchner Forum. Verschenkt wird im Entwurf zum Planfeststellungsverfahren für die Umgestaltung der Münchner Freiheit aber eine städtebauliche Chance. Das hatte das Forum Anfang März kritisiert.

Mittlerweile hat die Stadt sich geäußert. Das Projekt bleibt ein reines Verkehrsbauwerk. Aus Kostengründen wird es weder eine Einbindung des tiefer gelegenen Teils des Forums durch eine vom Bezirksausschuss favorisierte „spanische Treppe“ noch Wasserfontänen für eine verbesserte Aufenthaltsqualität geben. Dagegen wird das Dach um etwa ein Fünftel vergrößert, um den Abgang zu überdachen. Mit keinem Wort ist die Stadt damit bisher auf Einwände des Münchner Forums und von Heimatpfleger Gert Goergens eingegangen. Beide hatten sich klar dafür ausgesprochen, die Münchner Freiheit nicht nur unter Verkehrsgesichtspunkten, sondern auch unter städtebaulichen Gesichtspunkten umzuplanen. Der Platz müsse multifunktionell nutzbar bleiben und darf keine störende städtebauliche Dominante werden, hatte das Münchner Forum gefordert. Die Stadt und die Regierung von Oberbayern bleiben aufgefordert, den städtebaulichen Notwendigkeiten bei der Umgestaltung der Münchner Freiheit den nötigen Stellenwert zu geben.

Gernot Brauer

Notwendige Erinnerung an eine geniale Idee:

Der Olympiapark – was wollten seine Initiatoren erreichen?

Der Olympiapark ist in den letzten dreißig Jahren nicht zuletzt eine Fußballarena gewesen. Seine Gestalter aber haben ihn sich anders gedacht. Jetzt, wo die Münchner Fußballvereine ausziehen und die Olympiapark GmbH ein neues Konzept für den Park sucht, lohnt es sich, einen Blick auf ursprüngliche Ideen der Zeit um 1970 zu werfen.

„'Olympia im Grünen' hieß für uns nicht eine geschickte Anordnung von mehr oder weniger anspruchsvollen Bauwerken auf einer grünen Wiese, vielmehr sollte die Landschaft das tragende Element des Entwurfs werden.“ Mit diesen Worten erinnerte Olympiapark-Architekt Günter Behnisch im Sommer 1972, unmittelbar vor dem Beginn der Münchener Olympischen Spiele (in: B+W, Heft 7/72), an die Entstehungsgeschichte seines damals gerade fertig gewordenen Werkes, des Olympiaparks München.

Der Olympiapark – schon vom Konzept her ein Ort der Musen und des Sports

Zwei Zielen sollte der Olympiapark dienen: dem Sport und den Musen. Eine „Olympiade der Musen und des Sports“ hatte München versprochen. Willi Daume, damaliger Präsident des Deutschen Olympischen Komitees, erläuterte das so: „Wir hatten den Gedanken, daß eine Bitte an die Völker der Erde, sich im Rahmen des Weltfestes auch durch künstlerische Beiträge zu präsentieren, den Charakter des harten Kampfes in den Stadien, der ja sein muß, sublimieren sollte. Nationen, die sportlich nicht oder noch nicht den höchsten internationalen Leistungsstandard erreichten, kulturell dagegen Bedeutendes vorzuzeigen hatten, sollten dadurch aufgewertet werden. Dieser Gedanke hat sich weitgehend verwirklichen lassen und hat uns unendlich viel Sympathie eingebracht.“ Lange vor Münchens Theaterfestival und vor dem heutigen Tollwood-Ambiente haben also Künstler den Park mitgeprägt und mitprägen sollen.

„Für die Münchner Bevölkerung“, so Behnisch damals weiter, „sollte nach den Spielen eine den traditionellen Parkanlagen der Stadt ebenbürtige, aber vielseitig genutzte Erholungslandschaft verbleiben.“ Das war der Grundakkord: ebenbürtig, aber ganz anders, nämlich (nochmals Behnisch:) als „Freizeitgebiet (als solches ist der Olympiapark letztendlich gedacht)“, als ein „liebenswürdiger Schmuck des Münchner Nordens“, wie der damalige Landschaftsplaner Günther Grzimek sich ausdrückte, als ein Ort der „notwendigen spontanen Erholung“, nicht als ein „Garten Eden“. Nach diesen Vorstellungen, sagte Grzimek, sei „eine Erholungslandschaft entstanden, in der auch Sport getrieben werden kann. Das gefällt uns; und – so hoffe ich – den Besuchern auch.“

Der Olympiapark ist kein zweiter Englischer Garten. Grzimek nannte Gründe

Grzimek stellte den Olympiapark in die Tradition städtischer Grünräume und hob ihn gleichzeitig von dieser Tradition ab. Hier einige Auszüge (aus: Gerda Gollwitzer (Hg.): Spiel und Sport in der Stadtlandschaft, München 1972: 11 ff.), veröffentlicht ebenfalls schon kurz von den 1972er Spielen:

„Die Handwerker- und Kaufmannsstadt des Mittelalters kannte keine größeren, bewußt als Stadtelement gestalteten Grünflächen. Der Garten war privat und blieb wie bei Klöstern hinter Mauern versteckt. Das Grün wird Bestandteil der Stadtentwicklung mit der Zunahme der Bedeutung der Fürstensitze. Mit dem Schloß entsteht das erste Stadtgrün. Es ist umzäunt und bleibt dem höfischen Leben reserviert. Allerdings ist dieses ursprüngliche Stadtgrün eine Kategorie der Kunst. Die Renaissance- und Barockschlösser beziehen den Park in die Architektur mit ein, aber nicht als Stück Natur, sondern als Erweiterung der Raumkonzeption.

Mit Romantik und Klassizismus entwickelt sich eine zweite Kategorie, der Landschaftspark. Sein Vorbild ist ein ganz anderes als das des barocken Gartens. Seine Heimat ist

England. ... Das mit der Industrialisierung aufsteigende Bürgertum fand keine eigenen Formen des städtischen Grüns. Wo es zu Wohlstand kam, kopierte es in Villengärten vielmehr die feudalen Grünformen. Die historischen Parkanlagen wurden ähnlich wie die Schlösser selbst und ihre Kunstsammlungen dem Volk als Museen zugänglich gemacht.

Anregungen zu neuen Grünformen kamen im 19. Jahrhundert von der sozialreformerischen Seite. Aus einer Verbindung von romantischem Naturgefühl, der damit einhergehenden Wiederentdeckung des landschaftlichen Freiraums und dem neuen Ethos körperlicher Ertüchtigung, zugleich aber auch von völkischen und nationalen Vorstellungen belastet (Turnvater Jahn), entwickelte sich der Sport. ...

Der Garten, schließlich die Gartenstadt, führen im 20. Jahrhundert zu einer Anzahl von Versuchen, das Grün mit der Stadt – besonders mit dem Wohnen zu verbinden. So wird schließlich die ‚Charta von Athen‘ formuliert. Die ideale Stadt erschien als ‚Stadtlandschaft‘. Doch der Versuch, die Landschaft in die Stadt hereinzuholen, schlug um in den Trend, die Stadt über die Landschaft zu zerstreuen. ...

Das gesamte Olympiagelände war als Spiel- und Freizeitlandschaft gedacht

Wie unterscheidet sich das olympische Gelände von solchen traditionellen Formen? ... Das Oberwiesenfeld soll die Stadt visuell betont einbeziehen, d.h. das Gelände zur städtischen Umgebung öffnen. ... Wir wollten nicht – wie das heute meist üblich ist – begrenzte Spielplätze schaffen, in denen die Spiele durch die Geräte meist monofunktional festgelegt sind. Das gesamte Olympiagelände soll, soweit es nicht dem Sport vorbehalten ist, zu einer Spiel- und Freizeitlandschaft werden. ...

Denkbar wären musische Wettbewerbe, Tanzveranstaltungen, Modeschauen, Puppenspiele, Lampionfeste, überhaupt Kinderfeste und Theateraufführungen auf dem See. Die Uferausbildung und das große und kleine Theatron bieten Platz für viele Tausende von Zuschauern.

Zu diesem Programm gehört es auch, den Kindern in der Stadt Kontakt zu Tieren zu geben. Die Landschaft, insbesondere der Berg, verträgt es durchaus, daß Kinder auf Ponys reiten oder in kleinen Kutschen über den Berg fahren. Wir haben auch vorgeschlagen, winterharte Tiere wie Zwergziegen, Esel und Shetlandponys in einfachen Gattern zu halten. ...

Ein weiterer Ansatz im Sinn eines Modells für die zukünftigen Möglichkeiten auf dem Oberwiesenfeld kann auch die ‚Spielstraße‘ werden, die der Architekt Werner Ruhnau aus Anlaß der Olympischen Sommerspiele 1972 im Zentrum der Gesamtanlage, im Theatron, auf dem See und auf dem Südufer des Sees betreibt’.

Seit den Olympischen Spielen waren über 150 Mio. registrierte Gäste im Park

So weit Günther Grzimek, der damalige Landschaftsplaner für den Olympiapark. Was blieb von diesen Ideen? Viel. In den ersten zehn nacholympischen Jahren gab es im Park mehr als 1700 sportliche und kulturelle Veranstaltungen (Gernot Brauer: Milbertshofen. München 1991: 248). 486 Veranstaltungen in den ersten zehn Jahren – im Durchschnitt eine pro Woche – bot das Stadion an. Zwölf Millionen Zuschauer folgten allein in diesem Zeitraum den Spielen König Fußballs oder der Rolling Stones. Bis Anfang 2005 zählte der Olympiapark nach Angaben seiner Betreibergesellschaft insgesamt über 157 Millionen registrierte Besucher, die gute Hälfte von ihnen bei fast neuntausend sportlichen, kulturellen und kommerziellen Veranstaltungen und 69 Millionen Gäste in den Freizeit- und Tourismuseinrichtungen. Allein im vergangenen Jahr kamen fast fünf Millionen Besucher. 3,4 Millionen von ihnen besuchten 367 Veranstaltungen und 1,5 Millionen nutzten die Freizeiteinrichtungen. Seit Bestehen des Parks hat es dort insgesamt dreißig Weltmeisterschaften, zwölf Europameisterschaften und 87 deutsche Meisterschaften sowie viele weitere bedeutende Sport-Events gegeben, außerdem Konzerte mit Stars aus Pop, Rock und Klassik sowie eine Reihe von Messen, Tagungen und Ausstellungen verschiedenster Art. Nicht eingerechnet in diesen Zahlen sind natürlich die zahllosen Menschen, die im Olympiapark einfach nur spazieren gehen, joggen, in der Sonne liegen oder von der Kuppe des Berges München betrachten. Der Olympiapark ist ein lebendiges Stück Stadt geblieben – sein größter Vorzug gegenüber allen anderen olympischen Arenen der Welt.

Wie geht es weiter mit dem Olympiapark?

Das Münchner Forum fragt nach einem Langfristkonzept

Nach Auszug des Fußballs muss und wird der Olympiapark sich wandeln. Gelten die Ziele noch, die Behnisch und Grzimek vor einer Generation formulierten? Welche neuen Ziele setzt die Stadt, setzt die Olympiapark GmbH? Danach fragt das Münchner Forum in diesem Frühjahr.

Aus Sicht des Münchner Forums sind die wesentlichen Ziele des Olympiaparks ziemlich klar:

- Die bürgeroffene Nutzung des Olympiaparks steht außer Diskussion. Der Olympiapark wurde als für jedermann offener Sport- und Freizeitpark konzipiert. Nur bestimmte Bauten und Sportanlagen sind verschlossen bzw. nur mit Eintritt zugänglich.
- Der Olympiapark soll im Kern ein Sportpark bleiben – auch nach Inbetriebnahme der Allianz Arena. Neue sportliche Initiativen wie ein jährliches Leichtathletikfest sollten den Olympiapark nach Möglichkeit auch ohne Fußball wieder stärker beleben.
- Eine Verknüpfung des Sportbereichs mit Erlebnisbereichen ist sinnvoll. Teile des Areals (Olympiapark Süd) werden schon jetzt als Erlebnisfläche genutzt (Tollwood-Festival). Auch der Bau der BMW Welt führt dem Park erlebnisorientierte Besucher zu.
- Ein Gesamtkonzept Sportpark / Erholungspark / Erlebnispark muss entstehen. Der Betreiber, die Olympiapark GmbH, muss dabei wirtschaftliche Zielsetzungen sichern, ohne dass der Park seinen Charakter verliert.

Der Olympiapark – ein Magnet für die Bürger und ein Aushängeschild der Stadt

Der Olympiapark ist ein Magnet für die Bürger und weltweit ein Aushängeschild der Stadt. Keine andere olympische Anlage irgendwo in der Welt ist vergleichbar gut über die Jahre gekommen. Nirgendwo ist ein olympisches Gelände so belebt und so beliebt. Allenfalls in Barcelona ist es gelungen, die olympischen Anlagen ähnlich in die Stadt zu integrieren.

Münchens Olympiapark wird auch künftig drei Zielgruppen ansprechen.

- Sportler und Sportbegeisterte. Fast alle kommen bisher nur kurzzeitig, z.B. zu Fußballspielen, zum kurzzeitigen Schwimmen, zu kurzzeitigen Aktivitäten im Gesundheitspark der Volkshochschule oder aus anderem Anlass. Für sie ist der Park meist nur eine Zwischen- und Parkplatzzone, die man durchmessen muss, um die Sportstätten zu erreichen. Dieses Erlebnis Sportpark haben seine Erbauer seinerzeit bewusst einkalkuliert.
- München-Besucher und künftige Besucher der BMW Welt. Allein BMW will jährlich ca. 800.000 Besucher anziehen, von denen „nur“ rund 150.000 kommen, um sich ihr neues Automobil abzuholen. Für auswärtige Besucher aus aller Welt sind der Olympiapark und sein charakteristisches Zeltdach ein Sightseeing-Ziel von ganz besonderem Rang.
- Bürger der Stadt und Anwohner des Parks. Für sie ist der Olympiapark eine Freizeit- und Erholungslandschaft, aber auch ein Erlebnisbereich (Tollwood). Aber auch mit Nachteilen: So parken Festivalbesucher parken wild im Gelände und hinterlassen, wie Anlieger berichten, Unmassen Müll, den Schüler der dortigen Montessori-Schule gemeinsam mit ihrem Hausmeister aufsammeln müssen – kein Dauerzustand.

Wie soll es weiter gehen? Fragen an die Betreibergesellschaft und an die Stadt

Wie ist ein Sportpark – auch ohne Bundesliga-Fußball – lebensfähig? Das ist zur Zeit die Frage Nummer 1. Eine denkbare Antwort heißt: mit großen Sportfesten vor allem auf dem Gebiet der Leichtathletik. Hierfür gibt es Beispiele, in Deutschland etwa in Stuttgart, im Ausland etwa in Winnipeg/ Kanada. **Frage 1** lautet deshalb: Welche sportlich und wirtschaftlich tragfähigen Konzepte lassen sich von andernorts auf den **Sportpark** übertragen? Das ist derzeit nicht klar. Kulturelle Events im Stadion (anders als auf dem Odeons- und Königsplatz gibt es hier ja für die Zuschauer ein Dach gegen Regen) sind sicher denkbar, sollten aber sportlichen Möglichkeiten nicht in die Quere kommen.

Frage 2 lautet: Was kann ein **Erlebnispark** inhaltlich und wirtschaftlich leisten? Auch hierfür gibt es Beispiele in München (Tollwood-Festival, Oktoberfest) und anderswo (Tivoli Kopenhagen). Lässt sich das ehemalige Radstadion zu einem Musical Center entwickeln? Viele große Städte bieten *en-suite*-Aufführungen von Musicals an; Hamburg oder Köln sind jüngere Beispiele. Sollte das nicht auch in München funktionieren? Ebenso wichtig wie eine solche Einzelentscheidung ist aber herauszufinden, ob und wie sich der Olympiapark vom früheren Radstadion bis zum Theaterzelt „Das Schloss“ zu einem kulturell geprägten Bereich entwickeln lässt. Könnte die „Spielstraße“ der Olympischen Spiele von 1972 hier wieder auferstehen? München hatte einen Kunstpark Ost und bekommt einen Kunstpark Nord – für die sehr junge Generation. Kann die Stadt im Olympiapark Süd eine langfristige Perspektive für kulturelle Angebote entwickeln, die die Attraktivität der Stadt für Einheimische wie für Besucher festigt und weiter steigert? Die Idee eines olympischen Kultur-Boulevards vom Radstadion bis zum Theaterzelt an der Schwere-Reiter-Straße verdient eine sorgsame Prüfung. Dabei muss auch klar werden, was *nicht* gewollt ist (z.B. kein zweites Oktoberfest).

Frage 3 lautet: Welche Bedingungen muss der Olympiapark als **Erholungspark** erfüllen? Ist Grzimeks alte Idee von Bergziegen, Eseln und Shetlandponys noch realistisch? Kommt das seinerzeit für die Zeit „nach Olympia“ diskutierte Bootshaus am See eines Tages doch noch? Und wie lassen sich die unterschiedlichen Nutzungswünsche Sportpark, Erlebnispark und Erholungspark sinnvoll verbinden?

Alle Partner sind eingeladen, die Zukunft des Parks mitzuentwickeln

Das Münchner Forum wird alle Partner ansprechen, die im Olympiapark Verantwortung tragen und an seiner Zukunft interessiert sind: die Olympiapark GmbH, das Sportzentrum der Technischen Universität, die zuständigen und interessierten Bezirksausschüsse, die Planer und Architekten, die unmittelbaren Anrainer von der Montessori-Schule mitten auf dem Gelände bis zur BMW Welt am nordöstlichen und zur Bundeswehrverwaltung am südwestlichen Rand und... und Das Planungsreferat hat sich schon bei der Bürgeranhörung zum vorgesehenen Sea Life Center unterhalb der Eissporthalle zu seiner Position deutlich geäußert: Der Olympiapark sei und bleibe ein Sportpark. Aber für seine Erbauer Behnisch und Grzimek war dieser Sportpark ja immer auch ein Freizeitgelände. Die Debatte darüber, wie Sport und Freizeit sich hier zukünftig darstellen können und was das wirtschaftlich wie gestalterisch für den Erhalt und die Weiterentwicklung des Parks bedeutet, verspricht spannend zu werden. Der Workshop des Bezirksausschusses Milbertshofen - Am Hart mit Anliegern und Anwohnern war im Ergebnis klar: Der Park ist und soll sozialer Gebrauchsgegenstand bleiben und zugleich lebendiges Baudenkmal unserer Zeit. Sport, Spiel und Kultur bilden die Grundlage des Parks.

Verlängert bis zum 29. Januar 2006

München – wie geplant

Der Rückblick auf die Planungs- und Entwicklungsgeschichte Münchens seit dem 12. Jahrhundert im Münchner Stadtmuseum am St. Jakobs-Platz ist noch bis zum Januar 2006 zu sehen. Öffnungszeiten sind Dienstag bis Sonntag 10-18 Uhr.

In der Pinakothek der Moderne noch bis Ende April:

Die Architektur der Wunderkinder – kritisch besichtigt

Eine Rückschau auf die Architektur der Wiederaufbauzeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Bayern zeigt derzeit die Architektursammlung in Münchens Pinakothek der Moderne.

Einige Besucher scheinen regelrecht überfordert, wenn man ihre Einträge im Gästebuch liest: Die derzeitige Ausstellung über das Bauen in Bayern in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren zeigt außerordentlich detailreich, wie die Städte im Freistaat mit den Trümmerlandschaften umgegangen sind, die ihnen der Krieg hinterließ. In einer Fülle meist kleinformatiger Fotos, angereichert mit Originalplänen, einigen wenigen Modellen und vielen Dokumenten und Büchern hinter Glas weist die Ausstellung nach, wie nach 1945 bayerische Traditionalisten (etwa beim Verlagsgebäude Beck in Schwabing), vom NS-Stil geprägte Architekten (etwa beim Herkulesaal der Residenz) und Modernisten (etwa bei der Maxburg) Bayern wieder aufgebaut haben. Sie erinnert daran, dass nicht nur München, Nürnberg und Würzburg, sondern auch Kleinstädte wie etwa Rothenburg ob der Tauber stark zerstört worden waren und zeigt, dass radikal moderne Wiederaufbaupläne zwar Preise gewannen, aber kaum umgesetzt wurden. Einfühlsam macht die Ausstellung klar, wie der Stil der „swinging fifties“ Boden gewann. Ein ausführlicher Katalog, der das ausgestellte Bildmaterial nochmals toppt, ist für 39 Euro erhältlich. Die Ausstellung läuft bis Ende April. Im Mai wird Frei Otto präsentiert werden.
GB

Vorschau:

Die nächsten Standpunkte erscheinen zu Pfingsten.

Darin lesen Sie:

- **Münchner Zwiegespräche zur Bildung des Münchner Forums: Sind die deutschen Schulen verfassungswidrig?**
- **Prof. Dr.-Ing. Carsten Gertz von der TH Hamburg-Harburg im Münchner Gasteig: Bauen im Speckgürtel lohnt sich nicht – die Mobilität ist zu teuer**